

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933**

19.2.1933 (No. 8)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 8



19. Febr. 1933

## Hermanu Schäfer / Die Feste Istein und ihr Ende

Als in den Augusttagen 1914 die Kampfhandlungen bis in die Nähe des Oberrheins getragen wurden, blickte das badische Volk voller Vertrauen nach dem Süden, wo die Oberrheinbefestigungen treue Wacht hielten. Besonders die Hauptgruppe dieser Anlagen, die Feste Istein auf dem Isteiner Klotz, wurde in jenen Tagen oft genannt. Allerlei Gerüchte drangen um diesen Punkt und verliehen ihm einen undurchdringlichen Nimbus. „Am Volke und beim Heer hatte man geradezu magisches Vertrauen in seine Stärke und Unüberwindlichkeit.“ (Schrepfer.)

Als einziger Teil eines wohlbedachten Planes zur Verteidigung des Oberrheins zwischen Neu-Breisach und Basel war allein die Feste Istein in den Jahren 1902 bis 1910 völlig ausgebaut worden. Vorbild der Isteiner Anlagen wurde die für das 20. Jahrhundert typische Form der Panzerfeste, einer Panzergruppenbefestigung, die schon bei der Modernisierung der Westfront der Festung Metz ebenso bei Diedenhofen angewandt worden war. An Stelle eines einzelnen Forts, in dem die Kampfmittel auf engstem Raume angehäuft sind, trat hier deren Trennung nach Eigenart und Zweck ein, durch Schaffung einer Anzahl selbständiger, aber sich gegenseitig unterstützender und flankierender Werke und Batterien. Solche Anlagen zeichnen sich aus durch: Einspannung in das Gelände und geringe Erhebung der Werke über den gewachsenen Boden, unterirdische Lage der betonierten Hohlräume und Verbindungsgänge, sowie mannigfaltige Verwendung zerstreut liegender Panzertürme für Artillerie und Beobachtung. Den organischen Zusammenhang, der zu einer solchen Feste gehörigen Werke wahrte ein starkes, sowohl die einzelnen Hauptwerke als auch das gesamte Befestigungssystem umfassendes Drahthindernis. Es war im wesentlichen die gleiche Befestigungsart wie sie gegenwärtig Frankreich bei der Anlage der besetzten Zonen an der Ostgrenze zur Ausführung bringt.

Die beherrschende Lage des Isteiner Klotzes, der am weitesten gegen den Rhein vorspringt, machte ihn besonders geeignet zur Flankierung stromauf- und -abwärts. Mit den im Mobilmachungsfalle zu erstellenden Befestigungen auf den benachbarten Höhen, den Brückenköpfen bei Dünningen und Neuenburg, sowie Infanteriestellungen längs des Rheins, war die Feste Istein imstande, einen Stromübergang zu verhindern und das elässische Aufmarschgebiet bis zum Auro hin zu beherrschen.

Bestimmte Aufgaben sollten die Panzerbatterien A, B und C übernehmen, die auf der Hochfläche des Isteiner Klotzes angelegt wurden, sowie zwei Flankierungsanlagen am Gebirgsrande. Die Batterien bestanden aus mächtigen rechteckigen Betonhohlräumen mit Räumen für Mannschaften, Munition, Werkstätten und Artilleriegeräte. Die vorderen Umfassungswände besaßen eine Mauerstärke von 4 bis 5 Metern, die Decken waren 2,50 Meter, die rückwärtigen Wände einen Meter stark. In den zwei Panzertürmen jeder Batterie wurde je ein 10-Zentimeter-Fernkampfgeschütz untergebracht. Die Geschütze waren um 360 Grad drehbar und konnten alle auf einen Punkt eingestellt werden. Ihre Reichweite betrug 11 Kilometer. Damit konnte die Strecke bis Basel und der Sundgau bis zum Westrand von Mülhausen beherrscht werden. Die Feuergeschwindigkeit erreichte 25-30 Schuß

in der Minute. Jede der Batterien umgab ein sturmfreier, 7 Meter breiter betonierter Trockengraben, der durch Grabenwehren sich bestreichen ließ. In unterirdischer Verbindung mit jeder Batterie stand ein Panzerbeobachtungsstand.

Der Felsvorsprung des Isteiner Klotzes, auf dem gewöhnlich die Hauptwerke vermutet wurden, trug über dem Eisenbahntunnel nur einen Infanterieraum mit der Flankierungsanlage H, einen Schützengraben und einen Infanteriewachturm, durch ihre Lage zwar wichtige, jedoch räumlich nicht sehr umfangreiche Werke. Die Flankierungsanlage H war mit zwei 7,7-Zentimeter-Schnellfeuergeschützen bestückt, die flussaufwärts in Richtung Basel feuern konnten.

Bei Batterie B wurde die Flankierungsanlage G errichtet, welche die gleiche Armierung wie Flankierungsanlage H besaß. Sie war imstande, flussabwärts in Richtung Kleinkems zu flankieren.

Die Flankierungsanlage B/C zwischen den Batterien B und C sollte, im Winkel der Gruppenhindernisse liegend, diese bestreichen. Zwischen Batterie A und B war schließlich noch eine Schützenstellung, die sogenannte Scheinanlage, errichtet worden.

Auf dem höchsten Punkte lag das Infanteriewerk, eine dreistöckige, bombensichere Kaserne, die rund 750 Mann lagermäßige Unterkunft bot. Es war die wichtigste Stelle der Feste; denn hier befanden sich die Kommandantur, die elektrische Kraftstation, welche sämtliche Werke mit elektrischem Licht und elektrischer Lüftung versorgte, die Fernsprech- und Telegraphen-Zentrale, die Wasserversorgungsanlage mit dem 816 Meter tiefen Bohrbrunnen und die Vorratsräume. Von hier aus führten unterirdische Verbindungsgänge nach den drei Panzerbatterien. Ein ausgebauter Bereitschaftsraum mit einem Flankierungsraum diente zur Bestreichung des Drahthindernisses in der Kette durch 5-Zentimeter-Kanonen und zur Flankierung des Hofes mit Gewehrfeuer.

Um die Feste vor Ueberraschungen zu sichern, waren sorgfältig angebaute Nachtampfanlagen für die Infanterie erstellt worden. Jede Batterie, sowie das Infanteriewerk, umgaben Schützenstellungen mit Maschinengewehrnestern und Unterständen; breite Stacheldrahthindernisse umschlossen sowohl die Hauptwerke als auch das ganze Festungssystem. Zur Flankierung der Hindernisse dienten besondere Flankierungsanlagen, die mit je zwei 5-Zentimeter-Kanonen bestückt waren. Schützengräben und Flankierungsanlagen besaßen zur Beleuchtung des Vorfeldes eine Scheinwerferausrüstung.

Sieben bombensichere Infanterieräume, neun Wachtürme und Bereitschaftsräume in den Schützengräben und im Infanteriewerk, sowie ein gepanzerter Artillerie-Kommandeurstand vor Batterie B vervollständigten die Festungsanlagen.

Sämtliche Bauten wurden aus Rießementbeton hergestellt, die Decken teilweise durch Moniergestalt verstärkt. Zur besseren Anpassung der Werke an die Umgebung verschaffte man sie mit einem flechtigen grünen Anstrich. Die Maschierung freistehender Betonwände wurde durch Anpflanzung von Rankengewächsen erreicht.

Im Zusammenhang mit der Feste Istein standen die Befestigungen der Brückenköpfe bei Hüntingen und Neuenburg (Eich-



wald) auf linksrheinischer Seite, die während des Kriegs durch Anlagen auf badischem Gebiet erweitert und verstärkt wurden.

Die Augusttage 1914 brachten eine Reihe von Maßnahmen zur Sicherung des Oberrheins: Die Abfahrt der Hünninger Schiffbrücke und ihr Einbau bei Istein, die Errichtung von Stromsperrern und die Anlage von Schützenstellungen und Stromwachen auf dem rechten Rheinufer. Ferner bereitete man die Eisenbahnbrücken bei Leopoldshöhe, Neuenburg und Neubrechtsach zur Sprengung vor, falls feindlichen Truppen ein ernstes Vorstöß nach dem Oberrhein gelingen sollte.

Am dritten Mobilmachungstage wurde die weithin sichtbare St. Nikolauskapelle auf der Hochfläche des Isteiner Klosters gesprengt, da sie dem Feinde als artilleristisches Hilfsziel hätte dienen können. Ebenfalls aus militärischen Gründen erfolgte die Niederlegung der Verwaltungsgebäude auf der Feste, meist Backsteinbauten. Endlich wurde anfangs August auf linksrheinischer Seite, gegenüber Istein, der Eingang des Zinkenslöche durch Sprengungen freigelegt.

Einige Male haben die weittragenden Geschütze der Feste Istein in den Augusttagen 1914, besonders während der Kämpfe um Mühlhausen, in die Kampfhandlungen eingegriffen. Die Meldungen über den Vormarsch der Franzosen erhielt die Kommandantur der Feste durch Vorposten der Besatzung, die mit Brieftauben ausgerüstet, die Bewegungen des Gegners verfolgten. Auf diese Weise wurde es möglich, feindliche Truppen, sobald sie in den Bereich der Isteiner Kanonen kamen, unter Feuer zu nehmen.

In der folgenden Zeit trat im Bereich der Oberrheinfeststellungen wieder Ruhe ein. Trotzdem schritt der Ausbau der Feste Istein und der übrigen Anlagen fort. Sie sollten im Notfall eine stets kampfbereite Aufnahmestellung für unsere Truppen im Oberelbskrieg erstatten, der südliche Punkt des stählernen Walles, der von der Schweizer Grenze bis zur Nordsee reichte; gleichsam der Drehpunkt für die Umschwenkung der deutschen Heere, der unbedingt festbleiben mußte. Daher wurden die Oberrheinfeststellungen während des ganzen Krieges den jeweiligen Veränderungen an der Front und den neuesten Kriegserfahrungen entsprechend ausgebaut.

Neue Brückenköpfe vor Istein und Bellingen traten hinzu, Flakbatterien und Maschinengewehrstände auf den Höhenzügen von Tüllingen bis Mühlheim, Batteriestellungen zum Teil nur vorbereitet, zum Teil vorübergehend besetzt. (Bei Güttingen, Blansingen, Rheinweiler, Bellingen, Neuenburg, nördlich Grifheim usw.) 1917 setzte ein verstärkter Ausbau der Oberrheinfeststellungen ein. Damals wurden die aus zwei erbeuteten russischen 28-Zentimeter-Küstenkanonen bestehenden sog. „Niesengeschütze von Bingen“ eingebaut.

Auch an der Tüllinger Höhe, dem äußersten Eckpfeiler der Oberrheinfeststellungen lebte die Tätigkeit wieder auf. Artilleriestellungen, Munitionsräume, Befehls- und Beobachtungsstände, Räume für Infanterie- und Artilleriemannschaften und Maschinengewehrstände wurden errichtet.

Der Waffenstillstand bereitete den Arbeiten ein Ende. Die Oberrheinfeststellungen, und besonders die Feste Istein, hatten ihre Aufgabe voll erfüllt. Es war ihnen im Verein mit den heldenmütigen badischen Landwehrbrigaden gelungen, einen Rheinübergang des Gegners zu verhindern und unsere badische Heimat vor den unmittelbaren Schrecken des Krieges zu bewahren.

Die militärischen Bestimmungen des Versailler Vertrages haben die westdeutschen Grenzlande völlig entwaffnet. Sie wurden als entmilitarisierte Zonen erklärt, d. h. man unterlagte Deutschland, auf dem linken Rheinufer und 50 Kilometer östlich des Stromes, Truppen zu unterhalten. Artikel 180 des Friedensvertrages bestimmte ferner die Schleifung aller Festungswerke

westlich einer Linie, die in 50 Kilometer Abstand östlich des Rheines gezogen ist. Damit war auch das Ende der Oberrheinfeststellungen besiegelt.

Schon im August 1919 erfolgte die Schleifung der rechtsrheinischen Befestigungen des Brückenkopfes Neuenburg, und am 25. Oktober 1919 meldeten die Zeitungen: „Auf der Feste Istein ist jetzt mit der Sprengung der Batterien und Panzerbatterien begonnen worden“. Die Franzosen, die der Panzergruppen-Befestigung auf der Hochfläche des Isteiner Klosters größten Wert beimaßen, betrieben ihre Schleifung mit Beschleunigung, obwohl infolge der veränderten politischen Verhältnisse, die den Verlust der linksrheinischen Brückenköpfe mit sich brachten, der militärische Wert der Feste Istein für Deutschland an Bedeutung verloren hätte. Trotzdem verlangte die Interalliierte Kontrollkommission, deren Vorsitz General Kollet führte, restlose Zerstörung der Festungswerke.

Die Schleifung erfolgte mit systematischer Gründlichkeit. Deutschland mußte der Kommission die Ueberblickspläne der Befestigungen aushändigen. Vor und nach der Sprengung wurde jedes einzelne Werk eingehend besichtigt. Genaue Kontrolle der Sprengladungen, photographische Aufnahmen des Befundes und eingehende Festlegungen darüber sorgten dafür, daß das Zerstörungswerk, die restlose Vernichtung der Anlagen, gelang. Eine gut ausgelegte Definition der niederzuliegenden „Fortifikations- und besetzten Werke“ erreichte, daß nichts, aber auch rein gar nichts, das irgendwie militärischen Wert besaß, erhalten blieb.

Hinsichtlich der unterirdischen Verbindungsgänge zwischen den einzelnen Werken hat der Interalliierte Ueberwachungsaußschuß bestimmt: „Was die Zerstörung der unterirdischen Gänge anbelangt, darf die für die Zwischenräume zwischen den Sprengladungen vorgeschlagene Entfernung von 30 Metern nur als Aufgabe gelten: Durch die Erfahrung allein wird man sich davon überzeugen können, ob die auf diese Weise erzielte Zerstörung hinreichend ist.“ Dieser Auszug aus einem von General Kollet unterzeichneten Schriftstück zeigt, wie fleißig die Schleifungsarbeiten überwacht wurden.

Auch alle während des Krieges außerhalb der Feste entstandenen Anlagen: die Infanteriestellungen längs des Rheins, die Unterstände und Artilleriestellungen auf der Hochfläche der Vorbergzone bis zur Tüllinger Höhe verfielen der Zerstörung, ebenso die 28-Zentimeter-Geschütze bei Bingen im Mandertal.

Wie hoch der Gegner auch unter den wesentlich zu seinen Gunsten veränderten Verhältnissen gerade diese Werke einschätzte, kann man aus der Zahl der Kontrollbesuche ersehen: Sie ist für ganz Deutschland die höchste.

In monatelanger Arbeit war endlich alles dem Erdboden gleich gemacht worden, was deutscher Ingenieurgeist zum Schutze Oberbadens erronnen hatte.

Heute dehnen sich auf der Hochfläche des Isteiner Klosters riesige Trümmersfelder wie durcheinanderliegender gigantischer Betonklöße, umfaßt von üppigem Goldbrutengebüsch und dornigen Kobintendecken. Nur an wenigen Stellen sind noch spärliche Reste des einst gewaltigen Drahthindernisses zu sehen.

Diese Trümmersfelder sind das beste Anschauungsmaterial, der Beweis für die völlige Abrüstung und Wehrlosigkeit Deutschlands. Doch während in der 50 Kilometer breiten neutralen Zone rechts des Rheines die Festungswerke zerstört liegen und keine deutsche Garnison bestehen darf, wurde auf elbäischer Seite ein Wall von Beton und Eisen an der Landesgrenze aufgerichtet. Zwei Befestigungssysteme mit einer vorgeschobenen Linie, deren Maschinengewehrstände sich bis in den Rhein hineinkrallen, haben die Franzosen in den letzten Jahren mit einem riesigen Aufwand an Geldmitteln angelegt. Das Land weit über die badische Rheinebene hinaus läge im Kriegsfall im Feuerbereich französischer Kanonen.

## Eugen Singer / Goldwäscherei am Rhein

In letzter Zeit liest man so viel davon, daß überall zu Wasser und zu Lande nach alten, versenkten und vergrabenen Goldschätzen gefahndet und gesucht wird. Manchmal haben diese Goldhungrigen Glück. So fand man nach einem wissenschaftlichen Berichte vor ein paar Wochen in der Nähe von Guayaquya im südamerikanischen Staate Ecuador bei Ausgrabungen 140 Goldklumpen, die einen kleinen Teil des sagenhaften Intaschages bilden sollen. Aus dem Meeresgrunde hebt man Schiffe oder sucht sie zu finden, um sie zu heben und die unermesslichen Goldschätze, die sie bergen, zu gewinnen. In Goldgruben und Goldminen auf fast allen Erdteilen graben die Menschen nach dem vielbegehrten Golde.

So wurde auch bis zum Jahre 1858 in unserer engeren und weiteren Heimat Gold aus dem Rheinsand und Kies, den der Strom bei Hochwasser jeweils in mächtigen Bänken ablagerte, gewonnen. Heute noch erinnern Flur-, Gewann- und Ortsbezeichnungen daran, wie z. B. Goldgrund, Goldgrube, Goldgarten, Goldweid, Goldgrundweg und Goldschener.

Die Gewinnung von Gold aus dem Rheinsand und Rheinkies war zwar schon den Römern bekannt. Der Goldreichtum des

Flusses hat aber zweifellos die härteste Erwähnung gefunden in der Sage vom Nibelungenhort, der auf dem Grunde des grünen Rheines versenkt liegt. Der sagenumwobene Nibelungenhort hat heutigen Tages sogar dazu herhalten müssen, das neue Wort „Goldhortung“ zu prägen. Erwachsen aus altdäuischem Wortstamm und Sinn, hört es sich freilich besser an, als das sonst gebräuchliche Wort der „Theaurierung“.

Das Gewerbe des Goldwäschens am Rhein ist nachgewiesenermaßen schon ein uraltes, denn das Gewinnen des Goldes aus Rheinsand und Rheinkies war zu allen Zeiten den Rheinuferbewohnern bekannt und von ihnen betrieben.

Aus vielen Urkunden geht hervor, daß das Goldsammeln im Mittelalter schon ein bedeutender Erwerbszweig war, was daraus ersichtlich ist, daß in jenen Urkunden der Name „Goldler“ häufig vorkommt, mit welcher Bezeichnung man diejenigen Mannen belegte, welche sich mit Sammeln, Waschen und Scheiden des Goldsandes beschäftigten.

Aus einer Notiz über die Stiftung der Abtei Eschau z. B. ungefähr vom Jahre 1066, ersieht man, daß bereits zur Zeit der



Stiftung des Klosters unter den zahlreichen Gütern eine nahe bei Eschau gelegene „Zubenau“ genannte Insel nebst dem Grunde, in welchem Gold gesammelt wurde, „Goldgrüen“ bezeichnet wird.

Von dem Sammeln des Goldsaundes im Rheine sagt schon Dittfried von Weiskenburg im Eingang seines Evangelienbuches:

Sels lesent dar in lande  
Golt in tro sante.

Bei Sels waren im 16. Jahrhundert auch Goldgründe, da gealdet wurde, und die Vergebung solcher Goldgerechtigkeiten standen den einzelnen Landesherren, ob weltlich oder geistlich, zu. Das war von alters her so. Im Codex Palat. German. Nr. 696 heißt eine Stelle bezüglich der Goldwäscherei in der Pfalz: „Rheingolt—Fingelin, so von den goldnern gewaschen wurd' sollen in nachfolgendem wert bezahlt werden: ein gulden schwer Rheingolt wurd' bezahlt für 1 gulden in mench (= Münze). — Es folgen nun die Entschädigungen für die Ablieferung der Goldmenge. Die Aufzählung würde zu weit führen. Aber aus dieser Werttabelle geht einwandfrei hervor, daß das Goldwaschen damals eine ziemlich reiche Erwerbsquelle war und die Uferbewohner der Gemeinden unserer engeren und weiteren Heimat gewannen durch das Goldwaschen manche schöne Summe Geldes. Später stößt allerdings diese Einnahmequelle nicht mehr so reichlich. Trotzdem ließ noch Markgraf Karl Friedrich aus Rheingold Dukaten schlagen mit der viersäuernden Aufschrift: „Sie fulgent Itora Rheni“. — So glänzen die Gestade des Rheins“. Eine zu Mannheim geschlagene Medaille trug das kurfürstliche Bildnis Karl Theodors und auf der Vorderseite Mannheim mit dem Rheine, worin die Goldwäscher arbeiten. Darunter steht: „Auri Rhen. Socio 1764“. Vom Jahre 1804 bis 1834 wurde für 41 815 Kronen (über 3 Zentner Gold) z. B. an die Münze in Karlsruhe abgeliefert. Es wurden alle badischen Dukaten daraus geprägt und die Medaillen daraus geschlagen. Einige davon trugen die Aufschrift: „Ex sabulis Rheni“.

Interessant ist der Bericht des Ingenieurs Doubrée vom 2. März 1851, der Untersuchungen über den Sand im Rheine anstellte und fand, daß der Strom Goldblättchen führt und er schätzte die Gesamtsumme des Werts des vom Rheine mitgeführten Goldes auf einer Strecke von Basel bis Mannheim auf etwa 200 Millionen Franken. Der Sand des Rheines wurde von Doubrée eingehend geprüft und die Analyse sorgfältig vorgenommen. Er stellte hierbei fest, daß die Goldbestandteile von den reichen Niederlagen, die sich in bestimmten Lagen der Alpen befinden, angeschwemmt wurden. Die Waadtländer Alpen kämen hierbei besonders in Frage. Das Gold lag selten über 6 bis 10 Zoll tief in den obersten Schichten des Grundes, in einem rötlich-schwarzen feinen Sande, der Magnetstein enthält.

In Schreibers Trachtenbildern sehen wir die Goldwäscher bei der Arbeit. Die Vorrichtungen zum Goldwaschen bestanden aus folgenden Teilen:

1. Aus einem Brett, welches auf beiden Seiten zwei Zoll breite Leisten hatte. Auf dem Brett war ein ganz glatt gespanntes, wollenes Tuch befestigt.

2. Eine Art Gitter mit etwa drei-finger-breiten Querbälgen, in welches der Sand oder Kies mit einer hölzernen Schaufel geschüttet wurde. Es wurde nun solange Wasser darüber gegossen, bis der Kies vom Sande weggespült war. Das wollene Tuch wurde dann in einem daneben stehenden Kübel sauber ausgewaschen.

3. In einem Behälter, Schiffschen genannt, wurde alsdann der Sand aus dem Kübel gebracht, das Schiffschen schnell hin und her geschwungen. Die Folge hiervon war, daß das Gold hinter dem Sande in dem Schiffschen zurückblieb.

Den kleinen Spänchen oder Blättchen Gold wurde Quecksilber beigegeben, wodurch das Gold angezogen, sich amalgamierte und nun in einem blechernen Löffel oder in einem Flintenlaufe auf gewöhnlichem Holzfeuer wieder abgetrennt. In diesem Zustande mußten die Goldwäscher das Gold abliefern.

Die Männer trugen bei der Arbeit eine Hose mit Paden, eine hochgeschlossene, zweireihige Weste und einen Tuchfittel. Den Hals schützte ein wollenes Halstuch. Eine Pelzkappe oder auch eine Schirmmütze war die Kopfbedeckung.

In alten Goldwäschereiakten im Generallandesarchiv fand ich überdies „Die allensfallige Anweisung für den Goldwäscher-Inspektor und sämtlichen Goldwäscher“, welche die Pflichten und Rechte des Inspektors und der Goldwäscher enthält. Es heißt darin, daß jeder Goldwäscher „in Pflichten zu nehmen ist“. Jeder Goldwäscher mußte feierlich vorgestellt, an seine Pflichten erinnert und zum Gehorsam gegen den Inspektor „nachdrücklich gemahnet“ werden. Ferner ist aus der Anweisung zu ersehen, daß jeder gesunde Goldgrund sofort und schlennigst ausgeteufelt werden mußte, man durfte „nicht lange zuwarten, bis etwa ein ander Gewässer kommt und die gute Anlage wieder wegschwemmt oder gar mit Grund verdeckt“.

Auch im Verein Nr. 2470 (im Generallandesarchiv) finden wir verschiedene bemerkenswerte Angaben über „Die Goldgewinnung und den Goldgrundzins“, die uns Einblick in dieses alte Handwerk gestatten.

Durch die Rheinregulierung geriet das Goldwäscherhandwerk immer mehr in Verfall. Vom Jahre 1858 ab betrieben die Goldwäscher nur noch ganz wenige alte Leute, die sich dadurch einen geringen Nebenverdienst beschaffen wollten. Immerhin sprachen die alten Goldwäscher mit Stolz von ihrem Handwerk. „So hart und anstrengend die Arbeit war, geschah sie doch im Freien und trug den Reiz des Zufalls. Das Goldwäscherhandwerk hatte einen wirklich goldenen Boden.“

## Uta von Weech / Eine Deutsche Akademie vor 145 Jahren

Ein Briefwechsel Karl Friedrichs von Baden mit Karl August von Weimar über die Gründung eines Instituts für den Allgemeingeist Deutschlands.

Im Jahre 1787 regte der Markgraf Karl Friedrich von Baden, der sich dem schon von Friedrich dem Großen in's Leben gerufenen Fürstentum angegeschlossen hatte, den Gedanken an, zugleich mit diesem Bunde eine Art Gelehrtenparlament zu gründen; der Mangel eines geistigen Mittelpunktes in Deutschland schien ihm ein Anlaß, dieses Vorhaben weiter zu verfolgen und nach mehrfachen Besprechungen mit befreundeten Fürsten forderte er keinen Geringeren als J. G. Herder auf, ein Programm mit der Aufschrift: „Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands“ zu entwerfen. Diese „Deutsche Akademie“, so nannte sie nun Herder, hätte sich zur Erreichung ihres Zweckes mit der Sprache der Nation, ihrer Reinigung und Veredlung, mit Deutschlands Geschichte und überhaupt mit allem, was zur „thätigen Philosophie der Rationalbildung und Glückseligkeit gehört“ zu beschäftigen. Als Ort der Zusammenkünfte schlug er Nürnberg vor. Herders Vorschläge, auf die im Einzelnen einzugehen hier zu weit führen würde (siehe Herders Werke, zur Literatur und Kunst Th. XII S. 295 ff.) fanden allseitigen Beifall; doch die Form des Projektes erregte Widerspruch, besonders Schloffer, Goethes Schwager, damals im Dienste des Markgrafen in Karlsruhe, bezweifelte die Ausführbarkeit desselben, während der Freiherr von Dalberg, der Mannheimer Kunstmägen, Herder zustimmte. 1788 ließ der Markgraf Herder ein Gegenprojekt unterbreiten; er meinte, der umfassende Wirkungskreis der Akademie, den dieser ins Auge gefaßt habe, sei ein nicht erreichbares Ziel, er glaubte, daß die Nation noch nicht reif genug dazu sei und riet zunächst zur Gründung einer kleineren deutschen Gesellschaft, zur Herausgabe einer periodischen Schrift usw.

Etwa um dieselbe Zeit machte Karl Friedrich dem Herzog Karl August von Sachsen-Weimar ausführliche Mitteilungen von diesen politisch-literarischen Plänen.

Karl August antwortete ihm.

Weimar, den 8. August 1788.

Thuerster Freund!

Ihren Plan einen gelehrten Allgemeingeist zu stiften in unserm Vaterlande, das auf Abgeschnittenheit seiner Kräfte so zu sagen gegründet ist, habe ich richtig erhalten. Ich danke Ihnen für das Zutrauen, welches Sie mir hierbei bezeugen. Die gegebenen Versuche, welche einige Wohlgesinnte machten, um die Gemüther deutscher Regenten dahin zu lenken, sich zum allgemeinen politischen geselligen Ruhestand zu vereinigen, haben mich überzeugt, daß ein jeder Fürst — ich nehme Sie davon aus — sein Land wie eine Insel und also Deutschland wie einen Archipel angesehen haben will, in welcher er dann sehr eifersüchtig darauf ist, seine Inselaner nach seiner Willkür glücklich oder unglücklich, klug oder dumm zu machen: meine Hoffnung zu einem Allgemeingeiste ist schwach; dessen verdienen gewiß Erw. Durchlaucht gute Vorschläge reise Ueberlegung; leider ist Herder nach Italien abgereist, und in dessen Abwesenheit zu Ausführung einer Idee vorzuschreiten, an welcher er so vielen Antheil hat, wollte ich nicht raten; wir sollten also, dünkt mir — die Zwischenzeit bis zu seiner Rückkunft benutzen, uns untereinander näher aufzuklären. Meiner Meinung nach ist es noch zu früh, jetzt auf Ausbreitung des Allgemeingeistes unmittelbar loszugehen; man sollte wohl erst die engeren Institute zu benutzen suchen, die sich von selbst gemacht und verbunden haben, gewisse einzelne wissenschaftliche Gegenstände zu bearbeiten; was schon da ist, kann man geschickt angewendet und unterstützt, leichter zum allgemeinen Besten anwenden, als wenn man das allgemeine Beste, auf's Allgemeine wirken wollend, wie einen einzelnen Gegenstand zu behandeln sich unterstund. Einen zweiten Zweck zu erhalten, nämlich durch allgemeine Behandlungen der Wissenschaften in Deutschland Gelegenheit zu einer Fürstenversammlung Deutschlands zu geben, halte ich vor unausführbar, weil die Häupter des Bundes zu unbeweglich, deren Ministeria zu allmächtig, hölzern und frohern, und die minderen, wohlgesinnten, eifrigen zu mindern sind. Die



Disproportion ist zu groß. Das Detail dieser hingeworfenen allgemeinen Grundzüge verspreche ich mir, bei einer mündlichen Beredung auszuliegen, auf welche Zusammenkunft ich noch immer hoffe. Indessen freue ich mich, Gelegenheit zu haben, Sie theuerster Freund mit dem ganzen Gefühl meiner Ergebenheit zu begrüßen und mich in die Fortdauer ihrer Freundschaft zu empfehlen, ewig verharrend

Theuerster Freund

Ihr  
treuer Diener und Freund  
Karl August v. z. B.

Darauf antwortete Karl Friedrich:

Karlsruhe, den 26. August 1788.

In Ihrem Brief vom 8. August d. J. mein theuerster Freund, welchen mir Becker mitgebracht hat, machen Sie ein sehr richtiges Gleichniß zwischen unserem teutschen Vaterland und einem Archipel. Ich wollte mich auch nicht unterfangen, das Meer, das zwischen den Inseln ist, auszutrocknen, denn dazu müßte man ein entsetzlicher Seccatore sein, und das Talent hab' ich nicht in dem hohen Grad, car ce serait la mer à boire. Ich glaube aber, es

wäre möglich, die Zwischenräume gangbarer und die Inseln unter sich vertrauter, einmüthiger, und auf ihr gemeinsames Interesse aufmerkamer zu machen, und dazu sollten Sprache und Wissenschaften das Vehiculum sein. Der Zeitpunkt schiene mir nicht übel gewählt zu sein, da nach dem Abschluß des Fürstenthums viele Gemüther noch ganz warm waren. Doch, wie würde es mich freuen, Ew. Durchlaucht bald wieder zu sehen und auch über diesen und andere Gegenstände mit Ihnen zu besprechen, Gott gebe, daß es bald möglich werde!

\*

Die kurz darauf eintretenden Erschütterungen der französischen Revolution und ihre Folgen machten diesen friedlichen Plänen leider ein Ende. Sie sind aber in späterer Zeit verwirklicht worden. Wir besitzen nun eine deutsche Akademie und niemand wird unser Vaterland mehr mit einem Archipel vergleichen können, wenn auch die Verschiedenheit der Meinungen im Innern noch ebensolche Grenzen aufrichtet, wie es die äußeren vor 145 Jahren waren. (Literatur: Aus: Karl Friedrich von Baden, von Rebenius. Herausgegeben von Fr. v. Weech. Ehr. Fr. Müller. 1868. S. 288 ff.)

## Nenne Fath-Kaiser / Gabriele zur Rönne / Novelle

I.

Gabriele zur Rönne jog in beglückter Hingegenheit den strömenden Wohlgeruch der blühenden Linden ein. Auf ihrem emporgehobenen Gesicht zuckte der grüngoldige Widerschein der windbewegten Laubkrone, die in dringlicher Eintönigkeit vom Jubellied der Bienen braute. „Schön, o so schön,“ jubelte Gabriele, „erst die betörenden Kastanen des Fleders, dann die steilen Flammen der Kastanien, die schwüle Süßigkeit des Jasmins und der Akazien, jetzt die Linden: und schon stehen die Rosen bereit, ihre Schönheit zu verschwenden bis in die Oktoberstürme hinein. Schönheit . . . kann sie nicht ebenso tief beglücken wie Liebe ohne den Bodensatz der Angst und Eifersucht?“ Es sollte eine Ueberzeugung sein, die Gabriele vor sich selbst feststellen wollte, und doch war es nun wieder eine Frage geworden.

Gabriele schritt weiter über die peinlich gepflegten Gartenwege, sah sich um, das Auge von sanfter Lust erfüllt. Schönheit war es freilich, was sich in Glanz und Licht, in Farbe und Duft vor ihr ausbreitete: die abwechslungsreichen Gartenanlagen, die sich über einen ganzen Berghang ausbreiteten, Gabriels Werk, Lebenshalt und Glück.

Als Gabriele sich ihrem rosenumponnenen Hause näherte, kam das Dienstmädchen, das in der Stadt Einkäufe gemacht hatte, den Nebgang herauf. Aus den unzähligen Fältchen ihres gutmütigen Gesichtes strahlte der Stolz, Trägerin einer unerhörten Neuigkeit zu sein. Sie leuchtete vor eiligem Lauf und stieß die Worte schnappend heraus: „Ach, Fräulein Gabriele, ach Fräulein Gabriele, was meinen Sie wohl, was es Neues gibt? Sie erraten es nicht. Nein, so was hat man doch nicht gedacht!“

„Na, was denn?“ fragte Gabriele sehr gleichmütig. Aber dann konnte das Mädchen doch vollkommen befriedigt sein über den Eindruck, den die Neuigkeit auf ihre Herrin machte. Gabriele lehrte sonst allen Menschendingen kaum ein Viertelprofil ihres Wesens zu, als jedoch Katrine erzählte, daß der Fabrikant Güter mit der hübschen Kellnerin aus dem Löwen durchgebrannt sei, da fuhr Gabriele zurück wie vor einem Schlag. „Ist nicht möglich,“ stammelte sie.

„Nicht möglich?“ entrüstete sich Katrine. „Er müsse eine größere Weichheitsreise machen, sagte er seiner Frau. Aber die rote Hexe aus dem Löwen hat nicht dichtgehalten. Sie hat vor ihrer Freundin geprahlt, daß sie das Dienen nun nicht mehr nötig habe, daß der Fabrikant Güter sie mit ins Ausland nehme, nach Amerika oder vielleicht gar nach Australien. Und dann hat es sich herausgestellt, daß der Güter noch eine Hypothek auf die Fabrik aufgenommen hat. Jetzt ist sie bis auf die Fingerringe belastet, das Privatvermögen ist auch längst durchgebrannt, nun sitzt die arme Frau mit ihren vier Kindern da und kann zusehen, was aus ihr wird. Der Konkurs ist schon angemeldet . . .“

Katrine blieb mit offenem Munde stehen . . . Das Fräulein zur Rönne drehte sich einfach um und ging davon, ohne irgend ein Wort, ohne Ausdruck der Entrüstung oder des Bedauerns, und sie kannte doch die Familie Güter auch, wenn sie auch keinen Verkehr mit ihr pflegte. So viel Teilnahmslosigkeit war doch wirklich unchristlich . . .

Wie blind und taub ging Gabriele unterdessen den Weg entlang, bog am Hause ab und fand sich schließlich an ihrem Lieblingspfädchen unter einer prachtvollen Nougade. In ihrer Seele wogten die Empfindungen wie die Elemente alles Seins im Chaos. Dazwischen flogen wie Schaumblasen, irrisierend im rätselvollen Schein unerforschter Schicksalsgeheimnisse die Bilder ihrer Jugend empor, die Bilder jener Zeit, als Horst Güter ihr Leben vom Wege zur vollen Frauenerfüllung in die Einsamkeit abgedrängt hatte.

„Schlag dir diese Menschen aus dem Sinn,“ hatten die Eltern damals gefordert, „er ist unflüchtig in seinem Beruf und

ohne Halt und Hemmung in seinem Wandel. Wer in die Lebensbahn dieses Mannes mitgerissen wird, muß durch Stumpf und Niederung gehen.“ Aber ihr Herz hatte sich in der Uebergewalt seiner Liebe nur um so fester und gläubiger an den Geschmächten geschlossen. Mühte sie sein Leben nicht mit verstärkter Güte der Liebe umschließen, damit die Ablehnung und Verleumdung der andern es nicht frohig berühren konnte? War ihre grenzenlose Hingabe, ihr vorbehaltloses Vertrauen nicht mächtig genug, alle Schatten aus dem Wesen des Geliebten hinwegzuleuchten?

„Du,“ sagte er eines Tages, „wirst mir heute oder morgen doch den Abschied geben. Der Reserendar Froh hat deine Eltern ja schon gänzlich eingesponnen und sie werden dich schon noch zu ihrer Anschauung überreden. Der Froh ist ja auch eine ganz andere Partie.“

Sie hatte ihn daraufhin nur in verständnislosem Erstaunen angesehen. „Aber, Horst, ich habe doch dich lieb!“

„Ich habe dich lieb,“ das schien ihr eine genügende Betätigung ihrer Treue. Daß ihre Liebe und Treue nur unter bestimmten Voraussetzungen wertvoll für Horst Güter waren, sollte sie bald erfahren. Als sie an diesem Nachmittag nach Hause kam, fand sie ihre Familie in schreiender Verwirrung. Man hatte den Hausherrn in seinem Privatkontor erschossen aufgefunden. Kein Anzeichen deutete auf ein Verbrechen. Selbstmord? Es schien unsäglich in Erinnerung an den kraftvollen, lebenslustigen Mann in wohlgeachteten, behaglichen Lebensumständen. Aber was die Stunde rätselhaft gelassen, enthüllten die kommenden Tage immer schonungsloser Klarheit . . . die Unterhölltheit, den Zerfall eines scheinbar so festgefügteten Lebensbaues. Der Tore hatte sich in Spekulationen eingelassen, um Verluste zu decken, sich immer heftiger verstrickt, bis sie ihn ermüdeten.

Das junge Mädchen versuchte, den von Angst, Gramen, Selbstvorwürfen gebeizten Schmerz um den Vater am Herzen des Geliebten zu verwinden. „Du, hilf mir, tröste mich!“ Und seine heißen Liebesworte schienen ihr zu verheißen: Du hast noch eine Heimat!

Gabriele zur Rönne, die reife, leiderjahrene Frau, lächelte in bitterkeitsgetränktem Selbstpott dem Erinnerungsbild des vertrauensseligen, menschenläubigen Mädchens zu, das sie selbst einstmals gewesen war. Wie schnell zerbrach die Zukunft der Liebe, als der Zusammenbruch der Firma zur Rönne offenbar wurde und Horst Güter keine reiche, unabhängige Witwe, sondern ein gänzlich armes Mädchen zur Braut hatte. Jetzt erhielt Gabriele jenen Brief, der nur oberflächlich mit sentimentalen Phrasen die ungeheure Brutalität der Feststellung verhüllte: „Nicht dich, dein Geld nur begehrte ich.“

Gabriele zur Rönne stand häftig auf, von der schmerzhaften Gewalt der Erinnerungen hochgerissen. Mit raschen Schritten stieg sie den Berggang empor, im Bestreben, durch die körperliche Inanspruchnahme das Gleichgewicht der Seele wieder zu gewinnen . . . O, das Leid, die Qual, die unaussprechbare Bitterkeit, die jammernde Sehnsucht jener Zeit. Das bettelnde Nichtbegreifen des Herzens, das sich immer wiederholte: „Er hat mich doch lieb gehabt; hundertmal hat er es mir zugeschworen. Wie kann er mich jetzt so grausam von sich stoßen?“ Die mannhörliche Frage: „Ist das der Mann, den ich im Glorienschein der Liebe sah?“ Die unerträgliche Demütigung des Verächters, der sich empörte Trost, der sein Götterbild zertrümmert und mit Füßen tritt, und die gramvolle Verlorenheit des Herzens, das die Trümmern aufsteht, liebt und anbietet. „Würdelos wäre es, um diesen Menschen zu leiden,“ sagte sich Gabriele. Aber wann klammerte sich ein Herz, das Sehnsucht litt, um Würde? Ach, alter Stolz rettete nicht vor quälendsten Nächten, bis die Qual sich in sich selbst verzehrte und die Jugend, die leben will, die Oberhand gewann.